

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Handtmann, E[duard]: Die Ferbitzer Krebsstecher.

Die Ferbitzer Krebsstecher

Warum gibt es in allen den Gewässern, welche wir vom Turm der Burg Lenzen rundum blinken sehen, keine Krebse? Sonst wimmelt es in der Mark doch in allen Flüssen, Bächen, Seen, Teichen und Pfühlen von diesen wohlschmeckenden Tieren. Wir hier müssen uns begnügen, höchstens ab und zu einen verirrtten Krebs in unseren Gewässern zu sehen, und wollen wir Krebse essen, so müssen wir uns bis zum äußersten Dorf des Gebietes von Lenzen, bis nach Krintz an der Mecklenburger Grenze wenden. Warum gibt's bei uns keine Krebse? Daran sind allein die Krebsstecher von Ferbitz auf der Höhe schuld!

Dorf Ferbitz auf dem Sandberge dicht hinter dem früheren Marienkloster gelegen, litt im Sommer oft an Wassermangel und zwar so sehr, daß die Leute vorsichtigerweise alle Brunnen anschlossen, wenn sie aufs Feld gingen. Sie wollten verhüten, daß nicht ein Fremder, der durchs Dorf käme, die Eimer aufzöge, und nachdem er vielleicht einen Schluck getrunken, das kostbare Naß in den Sand gösse oder in der Sonne verdampfen ließe.

Eines Abends kommen die Ferbitzer vom Felde nach Hause. Da siehe, krabbelt am Brunnen des Schulzen ein kleines, jedermann unbekanntes Tier herum. Es ist ganz schwarz, trägt einen Panzer um sich und kneift mit scharfen Scheren jeden, der es berührt. „Das ist gewiß der Teufel, der uns die Brunnen hat austrocknen wollen“, ruft einer aus der Schar.

Sie ratschlagen nun, ob sie einen Priester vom Marienberge holen sollen, daß der den Geisterbann anwende. Doch, das kostet bloß wieder Geld, meint der eben erwähnte Kluge, die Priester vom Marienberge tun ja nichts umsonst; legen wir selbst Hand ans Werk. Er schlägt ein Kreuz, packt mit fester Hand den Krebs hinter den Scheren: da zappelt derselbe wehr- und machtlos in der Luft.

Nun befiehlt der Schulze, schnell einen großen Kessel mit Wasser aufs Feuer zu setzen. „Wir machen's ihm heiß“, spricht er, „wir kochen ihn, bis er um Gnade bittet und uns alles verspricht, was wir wünschen.“ Der Krebs wird in den Kessel geworfen und aus jedem Brunnen im Dorfe etwas Wasser dahineingegossen, damit auch jeder Wirt das Recht gewinne, etwas von dem Bösen in dessen Drangsal zu fordern. Endlich ist der Kessel bis zum Rande voll, das Feuer unter demselben flackert lustig; die Männer achten nicht weiter auf den Kessel, sie stehen und gehen auf der Hausdiele

umher. Das Wasser fängt an, aufzuwallen, läuft hier und da über den Rand, endlich siedet es und kocht eine ganze Stunde lang. Doch kein Teufel schreit aus demselben hervor. Die Männer nehmen den Kessel vom Herde, tragen ihn auf die Diele und stechen mit langen Gabeln in das Wasser: nichts ist zu spüren, nichts zu erlangen.

Da spricht der kluge Mann wieder: „Er muß ganz aufgeköcht und zergangen sein. Hm, ich meine, ein Schluck von dieser Brühe müßte einem so etwas Höllenkraft geben. Das wäre doch etwas, so wie Doktor Faust“ — er vollendet nicht, sondern tunkt schon ein Stück Brot in das Wasser und ißt das schnell vollgesogene hastig auf. Im Nu sind die andern auch dabei, der Kessel wird rein ausgewischt und jeder versichert, er spüre schon die höllische Wärme, die ihn gewiß kräftige zu großen Taten.

Da blickt einer zufällig in die Höhe: O, Graus, oben auf dem Hahnenbalken sitzt der Krebs und sieht sich die Gesellschaft an, als wolle er sie verhöhnen. Er war, ohne daß es jemand bemerkte, aus dem übervollen Kessel geglitten und langsam über die Diele und zur Höhe gekrochen.

In bleichem Entsetzen wollen nun alle fliehen. Doch der Kluge tritt aufs neue ins Mittel. „Ihr seht jetzt deutlich“, spricht er, „daß das der Teufel selber ist. Der allein konnte auf dem Dampf in diese Höhe reiten. Es war töricht, ihn mit Feuer zwingen zu wollen. Das Feuer ist er ja aus seiner Hölle gewöhnt. Wohlan, ins kalte Wasser mit ihm, das wird ihm widerwärtig sein. Dann macht er sich gewiß nicht wieder an uns und unsere Brunnen.“ Sie klopfen nun und schlagen, bis der Krebs zur Diele niederfällt. Dann kreuzen zwei Mann die Forken, stechen unter den Krebs, heben ihn übers Kreuz und schleppen ihn eilenden Laufs zum Rudower See. Dort hinein wird er geschleudert, dieweil die ganze übrige Schar das Paternoster betet, und, ein sicherer Beweis seines bösen Wesens, er fährt nicht vorwärts schreitend wie alle anderen von Gott geschaffenen Tiere, sondern mit dem Schwanze schlagend rückwärts in die Tiefe.

Eine besondere Wirkung von der Teufelsbrühe war an den Ferbitzern nicht zu spüren. Keiner von ihnen vollführte absonderlich große Taten, sie leisteten jeder sein Tagewerk nach wie vor und nährten sich redlich und still. Doch eine Gnade des Himmels ward ihnen von der Zeit ab zuteil: nie wieder trat wirklicher Wassermangel in den Brunnen zu Ferbitz ein, die Sommer mochten noch so heiß und trocken sein, wie nur denkbar. So ist's ihnen von Segen gewesen, daß sie dem Bösen im Krebskessel einen Denkkettel gegeben haben. Freilich, dem Lande ringsum ward ein Schaden daraus. Die Krebse verstanden die Sache anders, sie nahmen es übel, daß einem, der ihre Gestalt hatte, vor Zeiten auf sandiger Höhe so mitgespielt wurde, und wichen weit fort aus unserer ganzen Gegend.

Aber hüte Dich, in Ferbitz über solchen, jedem Märker empfindlichen Mangel zu klagen: die Leute dort würden es sehr übel deuten, wolltest du ihnen verargen, was ihren Vorfahren heilsam erschien!